

Aus früheren Jahren...

Autor(en): **Pfenninger, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **25 (1957)**

Heft 9

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-570000>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus früheren Jahren

Die folgenden drei Arbeiten von Rolf, die er in früheren, längst vergriffenen Jahrgängen unter seinen verschiedenen Pseudonymen druckte, mögen den heutigen Abonnenten einen Einblick in die Anfangsarbeit und Anfangssituation des «Kreis» geben.

APPELL AN ALLE

Aus dem «Schweiz. Freundschaftsbanner»
15. Mai 1934.

(Mein erster Beitrag für die Zeitschrift.)

Wir leben vorläufig noch in einer demokratischen Schweiz. Noch haben wir das Recht zu diskutieren, das freie Wort des freien Mannes zu verlangen. Diese schmalen Blätter zeugen davon, dass immerhin auch eine Minderheit in sauberer und anständiger Form noch für ihre Existenz eintreten darf. —

Ist das so selbstverständlich? Für die Schweiz, ja. Hoffentlich für die nächsten zweitausend Jahre noch! Denn solange nicht Rechte eines Dritten verletzt werden, solange auch unsere Liebe in wahrhaft christlichem Sinne beweist, dass das Aufgehen des eigenem Ich im grösseren Du der beseligende Lebensinhalt bleibt, so lange, hoffen wir, gibt uns unsere Heimat das Recht, gegen die gesellschaftliche Aechtung unserer Art zu kämpfen, die jahrhundertealten Vorurteile verkrampter Lebensanschauungen fortzuräumen und alle mutlosen Menschen unserer Art zu einem frohen Lebensglauben und einer glücklichen Bejahung ihres Daseins zu führen!

Eines aber ist für jeden Menschen wichtig, für jeden Homoeroten besonders: *Nur der geistig Kämpfende gestaltet das Leben!* Wer nicht kämpft, hat später nicht das geringste Recht zu jammern, wenn ihm alles Lebens- und Liebenswertes genommen wird. Und wie schnell das scheinbar Selbstverständliche über Nacht mit einem Federstrich weggewischt wird, das haben die Homoeroten Deutschlands erlebt. Keine Zeitung und kein Klublokal existiert mehr; für die Freundespaare, die keine Aechtung und kein Gesetz wird trennen können, gewiss nicht tragisch, für die vielen Einsamen aber, denen ein Gedicht, eine Novelle, die von unserer Liebe kündigt, oft der einzige Lichtblick in ihrem armseligen Leben war, bedeutet das Verbot die Einöde lichtloser Tage. Umsonst die jahrzehntelange Forscherarbeit namhafter Gelehrter und eine Petition von dreihundert Namen von Weltruf aus Kunst und Wissenschaft, umsonst der Hinweis, dass diese Liebe seit Jahrtausenden bekannt ist und immer wieder in Menschen emporflammen wird, trotz Schmach und Gefängnis!

Es ist keine überhebliche Anmassung und keine billige Phrase: ohne diese Liebe wäre die Menschheit um manches unsterbliche Kunstwerk ärmer. Sie hat vielen hellenischen Bildnern den Meissel geführt, sie lebt in Michelangelo's Adam, sie glüht in den Sonetten Stefan George's, und André Gide, einer der grössten lebenden Epiker, bekennt sich in manchem seiner Werke (Corydon, Falschmünzer) mit rückhaltlosem Freimut zu ihr. Unsere Liebe wird hineingeboren in Hütte und Palast, sie brennt in der Brust des Kohlenarbeiters und im Herzen des grossen Denkers. Sie ist ewig wie Sonne und Erde, sie ist Seligkeit und geliebte Qual, sie ist nicht Abschaum oder Verirrung, sondern Geschenk aus einer grösseren Hand, das wir dankbar annehmen wollen und bewahren vor Schmutz und Geifer böswilligen Unverstandes.

Der «Schweizerische Freundschafts-Verband» will in klarer und unmissverständlicher Art und Weise unsere Liebe verteidigen gegen die unsinnigen Anwürfe des «Scheinwerfer». Ich bin bis heute Nichtmitglied des Vereines gewesen, aber diese ungeheuerliche Verleumdung verweist mich sofort auf den Platz neben den Kämpfenden. Ich richte an alle Homoeroten der Schweiz den dringenden Appell, diesen Kampf mit allen Mitteln zu unterstützen. Es geht um mehr als um eine lokale Ange-

legenheit; es geht um den Beweis, dass wir reine Hände haben, dass nicht ein raffinierter Sexus das Bindende zwischen uns ist, sondern Eros, der ewig junge Gott, der Körper und Seele zu göttlicher Einheit fügen will.

Ist dieses leben- und weltumspannende Gefühl nicht des Kampfes wert? Lohnt es sich nicht, geliebte Menschen von dem Verdacht der Vertiertheit zu reinigen? Ich glaube ja. Und vergessen wir es nie:

Wenn wir aufhören zu kämpfen, hören wir auf zu sein. «Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen», singen die Engel in Goethe's Menschheitsdichtung. Es gilt auch für uns — für Dich!

Rudolf Rheiner.

DAS FALSCHES BILD

Aus dem «Schweiz. Freundschaftsbanner»
1. Juni 1934.

Die internen Ereignisse der letzten Wochen machen eine Feststellung notwendig. Immer wieder stösst man, auch bei Gebildeten, auf ein völlig verzeichnetes Bild unserer Art. Es wäre belustigend, wenn es sich für uns nicht tragisch auswirken würde, was alles unter den Begriff der Homosexualität fällt. Gleichgestellt mit allen Krankheitsbildern der Sexual-Pathologie wird das reine Bild eines *Lebensgefühls* nicht nur verzerrt und entstellt, sondern auch, wissentlich oder unwissentlich, verfälscht.

Die platte Bezeichnung «Homosexualität» legt den Ton in einer verhängnisvollen Weise auf nur körperliche Dinge. Es ist der Fluch unserer Zeit, dass sie Sexus von Eros trennt, dass sie von keiner vollkommenen Hingabe mehr weiss. Die Generation vor uns wagte nicht, dem Körper sein natürliches Recht einzuräumen; Bildwerke und Dichtungen beweisen es zur Genüge. Aber auch der heutige Mensch irrt sich, wenn er glaubt, der Seele entraten zu können. Menschenwürdiges Leben ist nur da, wo um ein Wesen in der beglückenden Ganzheit seines irdischen Seins gerungen wird. Und auf wen von uns würde nicht die Liebeskraft einer wahrhaften Ehe von Mann und Frau zurückstrahlen! Wer von uns würde sie nicht neidlos bewundern und segnen! Wem fiel es da ein, von Heterosexualität zu sprechen, auf ein herrlich gestaltetes Leben eine medizinische Feststellung anzuwenden! Es ist Liebe. —

Es ist Liebe — auch bei uns. Es bleibt Eros — dort und hier. Wird es irgend jemand einfallen, die vielen Spielarten der Liebesbezeugung in einer glücklichen Ehe wissen zu wollen, die Van der Velde vom gesetzlichen und kirchlichen Standpunkt aus noch gestattet, Spielarten, die bei Mann und Frau schon immer bestanden haben? Nur falsch erfasste Religiosität oder körperliche Minderwertigkeit wäre dessen fähig. Was zwei Menschen glücklich und lebensstüchtig macht, kann niemals gegen die Natur oder hässlich sein; das grosse Gefühl der vollkommenen Hingabe adelt es.

Diese sittliche Wertung muss, logischem Denken gemäss, jedem volljährigen Bürger des Staates zugebilligt werden. Sie wird nur dem *Homoeroten* von der Allgemeinheit bis heute nicht zuerkannt. Aus welchen Gründen?

Kinderlosigkeit? Auch in einer unfruchtbaren Ehe behält das Erotische wesentliche Bedeutung. Hingabe ist ja nicht nur bloss ein physischer Vorgang, sondern ebenso sehr der innigste Austausch seelischer Kräfte. Wo immer zwei Menschen in der ganzen Bejahung ihres Seins sich verbinden, wiederholt sich das grosse Mysterium. Wer dieser Empfindung nicht fähig ist, wird immer nur im Animalischen stecken bleiben und den Liebenden nie begreifen.

Das «Abnormale»? Es hiesse den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, wollte man diesen Vorwurf auch nur andeutungsweise behandeln. Nur so viel: Was aus innerstem Zwang geboren wird und, ohne die geringsten Rechte anderer zu verletzen, Kraft gibt, das Leben täglich zu bezwingen, kann nicht «abnormal» sein, höchstens eine

Spielart der Norm. Die Variationen der Homoerotik sind natürlich ebenso vielfältig, wie diejenigen der mann-weiblichen Bindungen und nur die äussersten Exponenten werden auch äusserlich wahrnehmbar in der maskulinen Frau, im femininen Mann. Der weitaus grössere Teil aber wird der Allgemeinheit nie erkennbar; die aber setzt immer wieder Homoerotik mit den ab und zu bekannt werdenden Skandalaffären gleich. Sie vergisst ganz und gar, dass es genau so lächerlich wäre, eine unantastbare Ehe einer Mädchenschändung oder einem Lustmord gleichzusetzen.

Die Trägheit des Denkens versperrt dem Homoeroten immer noch den Weg zum Verständnis seiner Art, seines Wesens. Dass Unmündige geschützt, Missbrauch einer Abhängigkeit oder gar Gewalt bestraft werden muss, ist für jeden kultivierten Homoeroten selbstverständlich. Er will ja kein Sonderrecht, keine Ausnahmestellung im öffentlichen Leben. Es liegt ihm auch fern, irgendwelche Propaganda zu treiben. Er lehnt es nur ab, als Paria zu gelten und wird für die Reinheit *seines* Gefühlslebens, die Sauberkeit *seiner* Gesinnung immer wieder mit aller Bestimmtheit eintreten.

Er ist ja auch Bürger eines Staates und in den überwiegendsten Fällen ein ausgezeichneter Staatsbürger. Gerade die typischen Merkmale seines Wesens: aufzugehen für Menschen gleichen Geschlechtes, die eigene Person immer vollkommen unabhängig in die Wagschale werfen zu können für eine gute Sache, prädestinieren ihn zum selbstlosen Mitarbeiter, zum verantwortlichen Führer. Tragisch genug, wenn ihm böswilliger Unverstand und Spiesserdünkel alle seine jahrelang restlos anerkannten Fähigkeiten und Eigenschaften von heute auf morgen aberkennen, sobald sein Gefühlsleben bekannt wird. Immer noch eine seltsame Logik! Man verzeiht einem jungen Mann die syphilitische Dirne, einen doppelten und dreifachen Ehebruch, aber nicht den homoerotischen Freund. Er kann der pflichttreueste Beamte sein, der glänzendste Erzieher, der bezauberndste Künstler: die gedankenlose Mittelmässigkeit hat das Recht, ihn *täglich* zu besudeln.

Wer das einmal ein Jahrzehnt lang mit offenen Sinnen und immer und immer wieder miterlebt, der weiss von der Notwendigkeit dieses stillen Kampfes gegen Berge dumpfen Unverstandes. Der wird aber auch niemals aufhören, das falsche Bild herunterzureissen und das von ihm und vielen Tausenden geliebte Bild hoch über alle Häupter zu erheben, dass aller Augen *klarér* sehen und aller Herzen *gerechter* urteilen werden.

Gaston Dubois.

DIE KATASTROPHE

Aus dem «Kreis» / März 1944.

Mittwochabend.

Ich freue mich auf den Klub. Die beiden letzten Tage waren gesegnet mit Widrigkeiten. Und bereits am Sonntag musste ich eine Einladung über mich ergehen lassen, bei der mir das bekannte Junggesellentheater eines heimlich-unheimlichen Mädchenjägers zum Halse heraushing. Man stelle sich nur dieses bilderreiche Satzgefüge einmal anatomisch-plastisch vor, und man wird aus rein ästhetischen Gründen begreifen, dass ich französisch verschwand. Heute muss ich wieder einmal unter Menschen sein, die meinesgleichen sind . . .

Ein eisiger Wind pfeift durch die kleinen Gassenschluchten von der Limmat her. Flocken, die schon beinahe Kristalle geworden sind, peitschen ins Gesicht und rutschen ins Genick. Richtig, mein schöner Schal ist auch weg. «Achten Sie selbst auf Ihre Garderobe» stand gestern abend in dem vornehmen Restaurant an der Wand geschrieben, für jeden Gauner eine freundliche Aufforderung, den Besitzer irgend eines couponbewerteten Kleidungsstückes auf eine drastische Art und Weise daran zu erinnern, dass man heutzutage in einem Etablissement die Augen immer *auf* den Gar-

derobenständer zu heften habe — und nicht auf den netten Saxophonisten, in dessen Lausbubengesicht ein paar Augen blitzen, die . . . — Plumps!

«Cheibe Dubel!» mault der Angestossene. Ein fettes Gesicht mit einem Seehundsschnauz glotzt mich an; also lohnt es sich nicht, höflich zu sein. «Danke glichfalls», gebe ich als gleichwertige moralische Ohrfeige zurück. Das ist dem Seehund zuviel. Er speuzt Wasserberge wie bei der Sündflut, überschüttet mich mit Namen, deren Definition ungestraft in keinem Konversationslexikon stehen dürfte, spritzt Gift und Galle, sodass sein Kropf zitternd auf und ab hüpfte wie ein brünstiger Täuberich im Wonnemonat Mai! Aber es ist Gottseidank Februar und die weissen Flocken haben bereits einen schützenden Schleier zwischen meine zweiunddreissigjährige Männer-schönheit und den Seehund gewoben . . . Die Bise schneidet wie mit Messern. Ich bin heilfroh, endlich die bekannte Glastüre mit dem vertrauten Aufgang gefunden zu haben. Rösly kommt gerade mit einem Tablett leerer Gläser durch den Gang gelaufen; ein freundlicher Gruss — und schon ist sie in der Weinstube. «Zwöi Römer Beaujolais und e Halbe . . .» Welche Weinsorte die zweite Bestellung betraf, wird ewiges Geheimnis bleiben, weil die Türe zufiel. So ist also Robert, der uns sonst bedient, wieder einmal in den Armen der Mutter Helvetia.

Heute bin ich etwas spät. Alles tanzt bereits und frönt dem Bacchus. Ossi fahndet mit kritischem Blick nach der Grammophonplatte, die er nachher auflegen will. Sicher wird sie wieder den einen gefallen und den andern nicht; wie man's macht, ist es falsch, aber er hat von jeher einen breiten Rücken und eine grosse Geduld. Emil sucht einem Bücherfreund ein Buch zu empfehlen, was nicht immer leicht ist; es soll auf alle Fälle «schön» sein, aber dieser Begriff ist in der Literatur ebenso dehnbar wie in der Liebe. André diskutiert gerade angelegentlich mit Felix, wahrscheinlich über irgend eine Abonnentensünde, deren es so viele gibt . . . «Händ Sie e Charte?» fragt mich ein Ostschweizer mit blondem Haarschopf und musternden Augen. Das kommt davon, wenn man sich so wenig sehen lässt; aber es beruhigt doch. Man weiss, man ist unter sich. Gehorsam zücke ich den entlastenden Schein. Der blonde Haarschopf nickt befriedigt; wie sein Träger sich lächelnd abwendet, lese lese ich den Namen auf dem Revers: Fredy. — Grüsse fliegen mir zu, deutsch und welsch. Und da ist auch Ric; er scheint einem Neuling eine Sache erklären zu müssen. Unsere Getreuen — ich beneide sie nicht um ihr Amt und ihre Aufgabe. Wir haben frohe Stunden, und sie bekommen graue Haare, die zwar charmant kleiden können wie etwa bei . . . richtig, Rolf ist für Monate weg. Aber wo ist Danilo mit seiner lieblichen Körperfülle und seinem ansteckenden Humor? Wahrscheinlich noch an die Bude gefesselt. Auf alle Fälle setze ich mich in die hinterste Ecke. Es ist auch einmal ganz interessant, nicht zu wissen, wer von den Tanzenden sich neben dich setzen wird. —

Der Walzer ist zu Ende. Rösly schlängelt sich akrobatisch mit den gefüllten Gläsern durch die Verschnaufenden. Man lacht, man plaudert, man sucht wieder seinen angestammten Platz. Endlich kann ich den Schlachtplan übersehen. Zwei Unzertrennlische setzen sich mir gegenüber; sie grüssen kurz und versinken dann in gegenseitig betrachtende Meditation. So bin ich also der Unterhaltung enthoben und kann meine Augen schweifen lassen. Wie weiland Wolfram von Eschenbach blick' ich umher in diesem edlen Kreise! Vertraute Gesichter und wenig bekannte, fröhliche und etwas bekümmerte, Vielfalt der Schicksale, wie sie dich überall anrühren, wo viele Menschen beisammen sind. Aber die heitere Lebensmelodie überwiegt doch, denn wir treffen uns ja, um unter unseresgleichen froh zu werden.

«Und er blickte in die Runde,
und er sah die Kunigunde . . .»

beginnt eine alte Schauer-Ballade. Und kalter Schauer rieselt mir den Rücken hinter, noch bevor der triviale Reimvers meine sündhaften Lippen überschritten hat. Dort sitzt — nein — das ist nicht möglich! — doch — aber nein! — das ist ja völlig absurd! Ich blicke sofort weg und zum Glück setzt die neue Grammophonplatte wieder fast alle Beine in Bewegung. Auch die beiden Unzertrennlichen stehen wieder auf und tanzen. Ich möchte auch, aber ich kann nicht. Ich komme mit dem besten Willen nicht vom Fleck! Ich habe plötzlich Eisenklumpen an den Knöcheln und ein grosser Hammer fällt mit penetranter Regelmässigkeit auf meinen Schädel. Ich betrachte krampfhaft die schönen Wandphotos, wo es wahrlich eine ganze Auslese von Herzensbrechern gibt. Aber ein grinsender Beelzebub dreht mit riesigen Prätzen meine Augen dorthin, wo ... nein! — doch! — wo der Chef unserer Filiale in B. sitzt! Das ist einfach nicht möglich! Sicher träume ich, liege zuhause in meinem unbescholtenen Bett und lese in einem schlechten Fünzigrapen-Roman. Ich brauche mich nur in den Arm zu zwicken, damit ein blöder Traum sein harmloses Ende findet. Ich zwicke — du zwickst — er zwickt ... au! Ich werde langsam, aber sicher, meinen schon immer etwas fragwürdigen Verstand verlieren! Und die noch fragwürdigere Situation hat sich trotz der auferlegten Tortur visuell keinesfalls verändert. Im Gegenteil: der Herr im grauen Anzug, der eine verteilte Aehnlichkeit mit einem meiner Vorgesetzten hat, blickt mich an, merkwürdig ruhig, seltsam nüchtern, unverschämt selbstverständlich. Hat er mir nicht sogar zugewinkt, etwas suffisant lächelnd? Da haben wir's! Das ist die Katastrophe, die schon immer irgendwo auf mich gelauert hat! Das ist sie! Das ist der Moment, wo der Parkettboden sich öffnen sollte und es diabolischerweise nicht tut! Die Architekten sind seit Jahrzehnten unverantwortlich zuverlässig! Aber man hat mich ja gewarnt! Ich habe es mir ja selbst immer und immer wieder gesagt: Geh' nicht zu solchen Zusammenkünften! Kann man's denn wissen, ob nicht eines Tages einer deiner besten Bekannten sich als dazugehörig entpuppt?! Was dann?! Mir ist mordsmässig himmeltraurig hundselend zumute . . .

«Was töf i bringe?» Röslys Mandelaugen fragen mich mit der unschuldigsten Miene. «En Cognac!» — «Isch Eu nöd guet?» Schon ist sie weg, aber das Unheil schreitet schnell. Denn der graue Anzug schreitet auch — und zwar geradewegs auf mich zu ... O ihr hohen, ihr gerechten alten Griechengötter! Warum kann ich jetzt nicht Iphigenie sein, die eine gütige Göttin — wie hiess sie nur gleich? — ach ja — Diana — auf einer Wolke entführte! Perücke und ein passendes Kleid mit langwallender Schleppe hätte ich zuhause im Schrank — links unten —, denn, dass mich Zeus als Ganymed entführte, steht der Fülle meiner Jahre wegen nicht mehr zur Diskussion ...

«Tanzed Sie?» —

Der graue Anzug, der sonst unverkennbar dem Chef unserer Filiale in B. gehört — Marke London House — unauffälliges Dessin, aber raffiniert geschnitten — steht jetzt wirklich an meinem Tisch. Wo die Stimme herkommt, wird wahrscheinlich sein Gesicht sein. Aber so weit hinauf getraut sich mein Blick nicht. Mechanisch stehe ich auf, mechanisch schmeisse ich eines der Gläser meiner Tischnachbarn um und stehe mit mechanisch schwankenden Knien zum Tanze bereit wie seinerzeit Isaak vor Urvater Abraham, als er ihn schlachten wollte ... Zwar brannte damals noch ein Opferaltar, aber dem guten Isaak ist damals die Temperatur bestimmt nicht heisser erschienen, als jetzt mir. Ein Arm umfasst mich und eine Hand befiehlt mir mit festem Druck, den Rhythmen zu gehorchen wie alle andern. Und so gehorche ich, willenlos, starren Blickes, wie ein kleiner Laubfrosch im grünen Grase, den ein Feuersalamander willens ist, zu verschlingen. Wie in der Zoologie durch berühmte Forscher einwandfrei erwiesen ist, dass das Herz einer gepeinigten Kreatur in einem

solchen Falle die Zahl der Schläge beinahe verdoppelt, so klopft auch das meinige und zwar völlig ausserhalb des üblichen Taktes. Und so entspinnt sich ein Dialog, der einer späteren Menschheit nicht vorenthalten werden soll:

«Sie sind e chli ufgregt.» — «Mhm.»

«Warum?» — «Mmm ... so.»

«So, Sie findet's merkwürdig...» — «Was?»

«... dass ich da bin?» — «Mhm.»

«Ich gar nöd ... dass Sie da sind.»

Ich blicke empor, empört, beleidigt: «Wie meined Sie das?»

«E so wie's gseit ischt. — Ich ha Sie beobachtet, längeri Ziit — und dänn han i gmerkt, warum mir is scho allewil e so guet verstande händ — lueged Sie mich nöd e so uffallend aa — ich meine gschäftlich.»

«Excüsi — pardon.»

«Und mached Sie jetzt e kei Gsicht wie siebe Tag Regewetter! Ich freu mich, dass es e so ischt — und dass ich mich nöd tüüsch han — i keiner Beziehig!»

Was ist nun das, nur ein Kompliment oder eine Liebeserklärung?

Die Musik hört auf; man klatscht. Die Platte muss umgedreht werden — es scheint heute eine Ewigkeit zu dauern. Ich muss dieses Gesicht, von dem ich nur die geschäftliche Maske kenne, wieder ansehen... gesunder Teint nach den Skiferien, dunkle Augen, einen Schimmer von grau im vollen Haar und verräterische Lippen... die Musik setzt meiner verstohlenen Betrachtung ein Ende. Und jetzt spricht die Stimme, die sonst verdammt bissig sein kann, in einem herzlichen Klang:

«Und dänn hätt' ich na e Bitt!» — «Bitte!»

Den Rücken hinauf rieselt es wieder heiss und kalt, wie dem Ritter, als er seine Kunigunde erblickte...

«Tüned Sie jetzt nümme d'Auge obsi chere, wie di fromm Helene, wo si in Himmel ufe floge-n-ischt! Mir wänd vernünftig si. Sie sind nöd miin Typ — ich nöd Ihren — das weiss ich ganz genau.»

«Woher...?»

«Psst! — Bliibed Sie nöd stah — s'chönnti uffalle — und tramped Sie mir nöd e so vill uf mine Schuehne umenand — ich ha bereits alli Pünkt verbruucht. — Gsiehnd Sie, Sie chönnnd ganz guet tanze — und jetzt lueged Sie au scho ganz vernünftig i d'Welt inc. — Es isch e kei Katasrophe, dass mir denand da emal troffe händ. Mir händ nu e Situation klärt — wüiter nüt.»

Es ist plötzlich alles anders, ganz einfach, ganz natürlich. Jetzt könnte ich walzen bis in den Morgen hinein...

«Dä Tanz ischt bald fertig — di nächschte zwee han i versproche. Aber wenn's Ihne spöter wieder emal Freud macht, dänn wämmer s'Büro vergässe. Iiverstande?»

Ich fasste die Hand so fest als möglich und halte den Blick aus, der alles Beklemmend-Muffige verscheucht hat. Dann geht jeder an seinen Platz. —

Kaum hat Rösly den Cognac abgestellt, da brennt er auch schon in meiner Kehle. «Gschwind, Rösly, en Dreier Sasella!»

«Häts scho besseret?», meint sie und verschwindet wieder zwischen den aufstehenden Tänzern. —

Karl Pfenninger.